

Marie Horsthemke

Die dreizehnte Fee

Eine Autobiographie

agenda

Maria Horsthemke

Die dreizehnte Fee

Eine Autobiographie



agenda Verlag

Münster

2025

Umschlagbild: Die Großmutter der Autorin als junge Frau.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2025 agenda Verlag GmbH & Co. KG
Drubbel 4, D-48143 Münster
Tel. +49-(0)251-799610
info@agenda-verlag.de, www.agenda-verlag.de

Druck und Bindung: TOTEM, Inowroclaw, Polen

ISBN 978-3-89688-915-7

Inhalt

Vorwort	7
I Rote Rosen	10
II Meine Großmutter	34
III Die dreizehnte Fee	49
IV Im Netz des Zauberers	73
V Passage und Neuland	99
VI Drei Gärten	111
VII Der Kreis rundet sich	136
VIII Nachdenken über Marcel Proust	171
IX Woher ich stamme	190
X Von Onkeln und Tanten und wie es damals war	233
XI Seltsame Orte – zweites Interview	263
XII Eine andere Geschichte	292
Nachwort	317

Vorwort

Nein, eine Biographie wollte ich auf keinen Fall schreiben. Ich hatte viel früher schon einmal einen Versuch dazu gemacht, fand aber, dass alles sehr hölzern klang, wie ein „Lebenslauf“, den man für eine Bewerbung schreibt.

Was ich aber eines Tages wollte, war, die traumatischen Erlebnisse und Phasen meines Lebens, die mich noch immer von Zeit zu Zeit beunruhigten, aufschreiben und zwar nicht so, wie sie mir spontan in die Erinnerung kamen, ungefiltert und impulsiv, sondern gestaltet. Das war in der Tat der Begriff, mit dem ich mich einverstanden erklären konnte. Ich nahm mir vor, meine Erlebnisse, vor allem die, die sich immer wieder in Schüben von dunklen, quälenden Bildern aufdrängten, nicht nur zuzulassen – das hatte ich in Gesprächen mit Freunden schon häufiger getan – sondern ihnen eine Gestalt zu geben, so dass ich sie selbst anschauen könnte, dass sie nicht mehr das Ungreifbare, Undefinierbare wären, das Angst macht, auch in der Erinnerung noch, vielmehr vor allem in der Erinnerung.

Ich dachte, dass ich vielleicht auch, wenn ich das Erlebte aufschriebe, also es einmal mit Sprache fixierte, dass ich dann Zusammenhänge, die ich vermutete oder erahnte, würde verstehen, sie zumindest als Möglichkeit des Verstehens erkennen könnte. Ich hätte gerne bestimmte Zusammenhänge wissen wollen, aber zum einen ist darüber viel zu viel Zeit vergangen, als dass man es noch wissen könnte, zum anderen ist Wissen nicht das Instrument, mit dem man an Erlebtes sinnvoll herangehen könnte.

Ich habe also angefangen zu schreiben. Manches hatte ich schon früher einmal aufgeschrieben aber später gelöscht, in der kindlichen Annahme, dass ich es dann würde vergessen können. Das erwies sich – wie ich jetzt denke, zum Glück – als Irrtum, es kehrt beharrlich wieder. Zum Glück, sage ich, denn nun kann ich es als vorgeformtes Material verwenden.

Beim Schreiben erlebte ich manchmal, dass bestimmte Erinnerungen sich sträubten, in konkreter, pragmatischer Sprache ausgedrückt zu werden. Es war, als wenn ein Tabu darüber läge. Manchmal habe ich mir ein Herz gefasst und trotz des Widerstandes das Bild, die Situation, die in der Erinnerung auftauchte, in Worte und Sätze zu fassen versucht, und es musste dann eines für viele ähnliche stehen. Bei anderen aber, zumal denen, deren Sinn und Zusammenhang ich auch jetzt nicht verstehe, habe ich zur Metapher, zur Parabel, zum Märchen gegriffen, um das noch immer wirksame Tabu zu umgehen. Nachdem ich mich also gewissermaßen emanzipiert hatte, stellte sich ein Gefühl der Befreiung ein: Ich war nicht mehr ausgeliefert, sondern Herr meiner Erinnerungen.

Die Jahre, die sich biographisch anschlossen, waren vor allem pragmatischer Natur; es ging darum Anschluss an das Leben, an die Realität zu finden. Man braucht dazu Kraft, Erfindungsgeist und Mut, Eigenschaften die ich, wie ich feststellte, vor allem aus meiner ländlichen Kindheit ererbt hatte. Die Erlebnisse dieser Zeit kann ich, um authentisch zu sein, auch nur beschreibend darstellen. Dass sich manche eben doch zu Anekdoten verdichten, muss ja kein Nachteil sein.

Es muss an meinem Alter liegen, dass, nachdem die realistischen Verhältnisse sich geregelt hatten und meine intellektuellen Sehnsüchte befriedigt waren, ich das Bedürfnis verspürte, in meine Kindheit zurückzugehen und die Bilder meiner frühen Erinnerung aufzurufen. Es war ein Gemisch aus Neugier und Nostalgie, und letztlich auch der Wunsch nach Gerechtigkeit, der mich veranlasste, nun auch die anderen, freundlicheren Erinnerungen aufzuschreiben, ihre Bilder zu evozieren und sie durch die traumatischen Erinnerungen zu relativieren.

Obwohl mir mein gutes episodisches Gedächtnis auch schon bei anderen Anlässen von nutzen gewesen war, erschien es mir doch erstaunlich und beglückend zugleich, zu erleben, dass ich so viele Details noch erinnern, so viele Bilder noch spontan abrufen konnte.

Nun ergab sich aber die Frage, wie ich diese frühen Erinnerungen so darstellen könnte, dass sie einerseits nicht zu einem Schwelgen in die ach so selige Kinderzeit sentimentalisiert – was auch eine Verfälschung der Realität wäre – andererseits aber auch nicht zu einem bloßen imaginären Museumsbesuch versachlicht würden.

Es war zufällig, dass ich auf den Gedanken kam, sie in der Vorstellung einem Kind zu erzählen, einem Kind, das in der Welt von heute lebt, einer technisierten, globalisierten und digitalisierten Welt, dem die Welt, aus der ich stamme, die Dinge und Verhältnisse von damals, wunderbar erscheinen müssen, das aber neugierig ist und fragt und es genau wissen will.

Wenn ich nun die einzelnen Episoden meiner Erinnerung zusammenzufügen versuche, entsteht ein Ungleichgewicht. Es ist nicht zu übersehen, dass einzelne Kapitel schwer und belastet sind, während andere leicht und heiter daherkommen. Das hat seinen Grund darin, dass ich sie in dieser Reihenfolge geschrieben habe, ja, dass ich sie nur in diesem Nacheinander schreiben konnte.

Das heißt aber nicht, dachte ich, dass sie nun, da ich die Texte als Ganzes vor mir sehe, sie auch in dieser Abfolge so stehenbleiben müssten. Also habe ich versucht, die Chronologie der Kapitel unter anderen Gesichtspunkten etwa der Ordnung oder der Spannung umzustellen, mit dem Erfolg, dass ein völlig falsches Bild entstand. Nein, es bleibt dabei, nur in dieser Aufeinanderfolge sind die Geschehnisse authentisch, und das scheint mir noch immer das entscheidende Kriterium zu sein. Was einen potentiellen Leser anbelangt, so spricht nichts dagegen, ein einzelnes Kapitel, das für ihn von Interesse ist, auch ohne Zusammenhang mit dem ganzen Text zu lesen.

I Rote Rosen

Dieses Kapitel ist zunächst und vor allem die Geschichte meiner Eltern oder doch der Teil ihrer Geschichte, an den ich mich erinnere, weil er auch Teil meiner Geschichte ist.

Die Hälfte dieses Textes hatte ich schon vor etwa dreißig Jahren geschrieben, ihn gelöscht und wieder neu geschrieben und später dann, eigentlich erst jetzt, den zweiten Teil hinzugefügt.

Ich hatte immer wieder das Bedürfnis, herausfinden, ob es einen Ursprung gibt, eine Ursache dafür, dass mein Leben einen so bruchstückhaften Verlauf genommen hat. Ich war und bin mir auch immer noch sicher, dass sich zwar viele Ereignisse zufällig ergeben haben oder durch äußere Umstände und Einflüsse verursacht wurden, aber durch die verschiedenen Brüche und Neuanfänge, auch die skurril anmutenden Phasen zeigt sich mir, vermutlich nur mir selbst, ein roter Faden, der zu meinen Eltern und davor in die Vergangenheit meiner Heimat zurückführt.

Rote Rosen

Teil I

Einmal hat mein Vater meiner Mutter rote Rosen geschenkt. Meine Mutter hat es mir erzählt. Das muss nach dem Tod meines Vaters gewesen sein. Wir saßen an unserem Küchentisch, wo ich nur zu Besuch zu Hause war, und tranken Kaffee. Wir waren beide alte Frauen geworden, und meine Mutter erzählte nach dem Tod meines Vaters viel und freute sich, wenn ich vorbeikam und Zeit hatte.

Sie erzählte von Ereignissen, an die ich mich auch selbst erinnern konnte oder von denen sie mir früher schon erzählt hatte, aber auch von solchen, von denen ich bisher nichts gewusst hatte. Sie erzählte

von dem harten Leben ihrer Mutter, die sich mit sieben kleinen Kindern als Wäscherin im Tagelohn hatte verdingen müssen, weil ihr Mann, mein Großvater, den ich nie gekannt habe, nach dem Ersten Weltkrieg krank zurückgekommen und bald danach gestorben war, und der für seine Familie keine Rente bekam, weil er nicht den Heldentod gestorben war.

Sie erzählte von ihrer Schulzeit und wie sie als Dreizehnjährige eine Stellung auf einem Bauernhof hatte annehmen müssen, weil ihre Mutter mit den jüngeren Kindern genug zu sorgen hatte. Die Bauern waren ordentliche Leute, die die junge Magd nicht drangsalierten, aber „Ich hätte nie zu meiner Mutter klagen kommen dürfen“ sagte sie. Ohnehin konnte sie ihre Mutter und die jüngeren Geschwister nur alle paar Wochen am Sonntag besuchen.

Sie erzählte – und das erzählte sie mir wohl zum ersten Mal – wie sie später einen jungen Bauernsohn kennen gelernt und sich heimlich mit ihm verlobt hatte. Sie hatten beschlossen, nach Amerika auszuwandern, denn zu der Zeit hätte ein Bauernsohn keine Magd heiraten können. Bei den Plänen oder dem Versprechen, wenn es denn eines war, ist es geblieben, und meine Mutter hat dann bald darauf meinen Vater geheiratet.

Sie bekamen zuerst vier und, nachdem mein Vater aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekommen war, ein fünftes Kind. Meine Eltern lebten ihr Leben auf einem Kötterhof, lange Zeit noch mit den Eltern meines Vaters und vorübergehend auch, als ihre eigene Wohnung durch Bomben zerstört war, mit der Mutter meiner Mutter, und ich kann mich nicht erinnern, dass es jemals Streit gegeben hätte.

Ja, und dann erzählte meine Mutter, und sie erzählte es so, dass ich dachte, sie erinnert sich und möchte es jetzt, wo sie alt geworden und mein Vater gestorben ist, ihrer Tochter erzählen. „Einmal hat dein Vater mir rote Rosen geschenkt“, sagte sie und vielleicht, ich weiß nicht mehr, lächelte sie dabei in der Erinnerung.

Ich wunderte mich und dachte, das müsse dann wohl zu einem

ganz besonderen Anlass gewesen sein, vielleicht meine Geburt – ich war ja ihr erstes Kind – oder die Geburt meines Bruders, der sich, nach drei Mädchen, endlich als Stammhalter eingestellt hatte, oder später nach der Geburt meines zweiten Bruders, als nach sieben Jahren mein Vater heil aus dem Krieg zurückgekommen war. Da war meine Mutter so krank gewesen, dass sie fast gestorben wäre.

Gründe genug, dachte ich, und hätte gern mehr und Genaueres gewusst. Aber meine Mutter ging zu anderen Dingen über. Vielleicht gab es auch nichts darüber zu erzählen, dachte ich, und wollte sie nicht drängen.

Meine Mutter hasste es, wenn wir als Kinder nicht die Wahrheit sagten. Ein Zank, ein Streit, das gab es immer wieder einmal; sie überließ es uns, damit zurecht zu kommen, und mischte sich nicht ein. Aber Lügen, das war vom Teufel; dafür kam man in die Hölle. Jedenfalls stand es so im Katechismus. Nicht, dass meine Mutter viel vom Teufel hielt - das tat eher meine Großmutter – oder dass sie uns dafür bestraft hätte, aber sie wusste es, wenn wir logen. Nie werde ich ihre Augen vergessen, als ich an einem Sonntagnachmittag, als meine Eltern schliefen, zu meiner Freundin gegangen war, zu der ich erst nach dem Kaffeetrinken gehen durfte. Sie fragte, als wenn sie es vermutet hätte. Sie schaute mir in die Augen, aber ich leugnete es. Dass sie es nicht herausfand und ich die Sache später auch nicht richtigstellte, daran erinnere ich mich noch heute. Es wäre nichts Schlimmes passiert, höchstens dass ich dann später nicht mehr hätte zu meiner Freundin gehen dürfen.

Nein, meine Mutter log nicht und wollte nicht, dass ihre Kinder logen. Sie erfand auch keine Geschichten, das war eher die Sache meiner Großmutter. Sie erzählte Märchen und authentische Geschichten durcheinander, unbekümmert darum, ob sie wahr oder erfunden waren. Meine Mutter sorgte vielmehr dafür, dass ich selbst zu lesen bekam, und als ich unsere Pfarrbücherei entdeckt hatte, war kein Buch mehr vor mir sicher, und ich fragte auch nicht danach, ob sie wahr oder erfunden waren. Für mich waren sie alle wahr.

„Einmal hat dein Vater mir rote Rosen geschenkt.“ Nicht dass sie es so oft gesagt hätte, aber ich konnte diesen Satz nicht vergessen. Wenn meine Mutter es gesagt hatte, dann musste es doch wahr sein.

Ich kannte meinen Vater, der uns Kindern im Frühjahr Weidenflöten schnitt; der zu Weihnachten für meinen Bruder einen Bollerwagen baute und ihn außen blau und innen rot anstrich; der für seine kleinen Töchter aus dem Aluminium eines abgestürzten Flugzeuges Armreifen bastelte; mein Vater, der von der Maria-Himmelfahrts-Kirmes für meine Mutter ein halbes Pfund Kaffee mitbrachte und es auf die Anrichte stellte.

Er war der jüngere Sohn meiner Großeltern. Der älteste Bruder war Müller geworden und bewirtschaftete die Mühle, die zwei benachbarten Bauern gemeinsam gehörte. Mein Vater hätte gerne auch ein Handwerk gelernt; Schreiner wäre er gerne geworden. In unserem Holzschuppen war ein Schrank mit Werkzeug: verschiedene Sägen, Hobeln, Raspeln und Feilen, die er benutzte, wenn etwas repariert werden musste. Einmal bekam er Gelegenheit, etwas Neues zu bauen: einen Ponystall für den Bauernhof.

Da sein Bruder nicht, wie es für den ältesten Sohn üblich war, unser Kötterhaus übernahm, fiel es meinem Vater zu, zum „Hof“ zu gehen. Er arbeitete dort tagaus tagein auf dem Feld und beim Vieh, kam mittags zum Essen nach Hause, beackerte nach Feierabend die wenigen Morgen Land, die uns als Pacht gehörten. Pferde und Ackergerät konnte er dazu mitnehmen. Als später Traktoren die Pferde nach und nach ersetzten, war mein Vater einer der ersten, die einen Traktorführerschein machten.

Nie hätte mein Vater gewagt, meinem Großvater zu widersprechen. Ich erinnere mich, dass einmal, kurz nachdem mein Vater aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekommen war und sich erst wieder eingewöhnen musste, meine Mutter ihn in Schutz nahm, und zu dem herrischen alten Mann sagte: „Aber er ist doch gerade erst wieder da.“

Mein Vater, der nicht melken konnte, der es meiner Mutter überließ, die Kuh zum Bullen zu bringen und einen Nachbarn holte, wenn eine Kuh kalbte und nicht alles reibungslos verlief. Ich weiß viel zu wenig von meinem Vater. Ich weiß auch nicht, was er dachte, als ich, seine Älteste, das Mädchen mit den langen Zöpfen, auf die er so stolz war, mehr und mehr die Nahrung verweigerte. Meine Tante erzählte mir, dass er, als die Krankenkasse die Klinikkosten nicht mehr zahlen wollte, eine Kuh verkaufte.

Aber wie wäre mein Vater auf den Gedanken gekommen, meiner Mutter, und wäre es nur ein einziges Mal gewesen, rote Rosen zu schenken? Gewiss gab es zu meiner Kindheit im Dorf eine Gärtnerei, in der man sicher auch Rosen kaufen konnte. Aber was hätten die Leute gesagt, wenn mein Vater, der nicht einmal ein Bauer war, seiner Frau rote Rosen geschenkt hätte?

Wir hatten auch selbst Rosen, sie wuchsen hinter unserem Schuppen, allerdings keine roten, sondern nur die dicken duftenden rosa Strauchrosen, die meist schon verfaulten, bevor sie richtig aufgeblüht waren. Gewiss hätte auch der eine oder andere Nachbar ein paar Rosen abgeschnitten, wenn mein Vater ihn darum gebeten hätte. Aber das hatte meine Mutter nicht gemeint.

Ich versuche mir meinen Vater vorzustellen, ein junger, gutaussehender Mann, der seiner jungen Frau, weil sie ein Kind geboren hatte, einen Strauß roter Rosen bringt. Sie liegt in ihrem Bett - seltsam, dass ich mir immer die Kammer meines Großvaters vorstelle - noch schwach von der Geburt - zu der Zeit kam die Hebamme ins Haus - und mein Vater kommt herein - nein, es ist unmöglich. Ich kann es mir nicht einmal vorstellen, wie er den Weg von der Tür bis zum Bett geht - und wie er einen Strauß Rosen - nein, ich kann es mir nicht vorstellen.

Und wenn das Unmögliche doch einmal geschehen wäre, - was weiß ich denn, wozu ein Mann, und er war damals ein junger Mann - meine Mutter, hätte nicht gewusst, wie sie die Rosen hätte anneh-

men sollen. – Ich erinnere mich, dass sie, als sie einmal im Krankenhaus lag, wo ich sie besuchte und ihre Hände anfassen wollte, sie sie unter die Decke schob und unwirsch sagte: „Geh weg. Du brauchst mich nicht zu streicheln!“ – Nein, meine Mutter hatte keine Geste ihrer Hand, mit der sie rote Rosen von meinem Vater hätte annehmen können.

In meiner Kindheit gab es eine Zeit, da konnte ich nachts nicht schlafen. Nach einer Weile ging ich – ich schlief damals auf der Kammer, die meiner Großmutter gehört hatte – nach oben durch die Küche zum Schlafzimmer meiner Eltern. Sie hörten mich kommen. Mein Vater hatte selbst als Kind oft nachts nicht schlafen können. Er stellte mir vor, dass es viele Leute gäbe, die nachts nicht schliefen, weil sie arbeiten mussten, die Nachtschwester im Krankenhaus oder der Lokomotivführer, dessen Signal wir von unserem Haus aus hören konnten. Ich ging wieder in mein Bett, konnte aber noch immer nicht schlafen. Nachdem ich eine halbe Stunde gewartet hatte, ging ich wieder zu meinen Eltern. Da durfte ich dann auf der Seite meiner Mutter in ihr Bett kriechen; sie gab mir einen ihrer arbeitsrauen Finger zum Anfassen, und im Nu war ich eingeschlafen.

Meine Mutter hatte, bevor sie meinen Vater kennen lernte, auf einem Bauernhof in der Nähe meines Elternhauses als Magd gewohnt. Die Bäuerin war eine rechtdenkende, kluge und umsichtige Frau – ich habe sie als Kind noch kennen gelernt, wenn wir einmal im Jahr dort „zu Besuch“ gingen – die ihren Mägden, wenn an Winternachmittagen nichts zu tun war, gestattete, an ihrer Aussteuer zu arbeiten. Und manchmal gab es dann für alle Kaffee und Kuchen vom Blech. Meine Mutter wollte Kinder haben, was denn sonst. Zu der Zeit, als sie als Magd auf dem Hof war, hatte sie sich schon die Kleidchen und Mäntelchen und Schürzchen ausgedacht, die sie für ihre Kinder nähen wollte, und einige davon hat sie auch wirklich genäht.

Später allerdings, als sie eine alte Frau und viel allein war, bemerkte sie einmal: „Ja, wenn man vorher wüsste, was man später

weiß.“ Ich wollte wissen, was sie dann anders gemacht hätte. Ich weiß ihren Wortlaut nicht mehr genau, aber sie sagte: „Ich wollte, dass sie alle vor mir gestorben wären.“ Warum? Wollte ich wissen. „Dann wüsste ich wenigstens, dass sie im Himmel sind“, meinte sie. Und das, obwohl sie nicht ernstlich an den Himmel glaubte, und je älter sie wurde, umso weniger. Das sei alles dummes Zeug sagte sie einmal. Aber ich bin auch nicht sicher, denn einmal, als ich sie besuchte, hielt sie ihre hohle Hand hin und zeigte mir: „So, so hält er uns in seiner Hand“. Sie meinte ganz offensichtlich Gott. Sie hatte aber wohl gerade im Liboriusblättchen gelesen, das damals mit der Zeitung ins Haus kam.

Es kann also wohl sein, dass das, was sie mir als etwas Erinnerbares erzählte, sich in der Realität nicht ereignet hat, dass sie es aber doch als Erinnerung bewahrt hatte und dass sie es auch so erzählte. Vielleicht war die Notwendigkeit, dass es sich ereignet hatte, so groß gewesen. Vielleicht gehörte es so unbedingt zu ihrem Leben – und gerade, weil es nicht Wirklichkeit gewesen war, weil es nicht Wirklichkeit hätte werden können und weil sie das wohl wusste – darum hatte sie es sich immer und immer wieder vorgestellt, bis es zumindest erinnerte Realität wurde.

Sie erzählte zu der Zeit viel aus ihrem Leben, auch aus einer Zeit, die ich nicht kannte, die vor meiner Geburt lag und von Umständen, die außerhalb meines Kinderhorizonts lagen. Sie hatte offensichtlich ein Bedürfnis nachzuholen, was zu der Zeit, als es faktische Wirklichkeit war, nicht gesagt werden konnte, aus dem einen oder dem anderen Grund. Weil es keine Zeit zum Erzählen gab oder weil über bestimmte Dinge eben nicht geredet wurde.

Ich erinnere mich, dass ich zu der Zeit, als ich die Aufbauschule besuchte und mit dem Fahrrad täglich zwölf Kilometer hin und zurück fuhr, unterwegs immer schon meine Aufsätze im Kopf fertig hatte. Wenn ich nach Hause kam, war meine Mutter meist auf dem Acker oder im Garten – meist mit einer Sackschürze und einem

Schlapphut. Bevor ich ins Haus ging, lief ich zu ihr. Wenn sie mich kommen sah, tat sie die Sackschürze ab, und kam an den Ackerrand, und ich erzählte ihr, was ich mir unterwegs überlegt hatte. Und wenn ich fertig erzählt hatte, band sie ihre Schürze wieder um und ging an ihre Arbeit.

Es war wohl so, dass nach dem Tod meines Vaters der Grund, über bestimmte Dinge nicht zu sprechen, weggefallen war. Ich glaube nicht, dass es leichter zu erzählen war, weil ich ihre Tochter war, dass also das Erzählte gewissermaßen in der Familie blieb. Vielmehr glaube ich, dass es einfach an der Zeit war, und dass sie es auch einem anderen Menschen, der ihr zugehört und sie verstanden hätte, mitgeteilt hätte. Es waren keine wirklichen Familiengeheimnisse, aber sie erzählte von meinem Vater. Dinge die sie ihm selbst nie gesagt hatte, und die sie ihm auch nicht hätten sagen können.

Später haben mir meine Tanten, die Schwestern meines Vaters, erzählt, wie sie meinen Vater als Jungen gekannt hatten. Offenbar war er nicht, der zweitjüngste der Geschwister, was wir heute „clever“ nennen würden, gewesen, aber er war gutherzig und hilfsbereit, so dass seine Schwestern ihn lieber mochten als den älteren Bruder. Sie waren es auch, so erfuhr ich, die für ihn auf Brautschau gegangen waren, als es an der Zeit war, dass eine junge Frau ins Haus kam.

Mein Vater war im Krieg gewesen. Zuerst wurden nur die unverheirateten Männer eingezogen, später dann auch die verheirateten und die, die Kinder hatten. Gegen Kriegsende war er in Frankreich in Kriegsgefangenschaft geraten. Die deutschen Gefangenen wurden auf den normannischen Höfen zum Arbeitseinsatz eingeteilt. Es war wohl ganz ähnlich wie bei uns, wo die französischen Kriegsgefangenen auf den Nachbarhöfen die gleiche Arbeit taten wie in ihrer Heimat. Ich erinnere mich an drei Franzosen, Simon, Pierre und Eduard, die bei unseren Nachbarn wohnten. Ich war damals ein Schulkind, und wenn ich mit meinem Tornister von der Schule kam, winkte Simon und rief meinen Namen: „Allô Marie“. Vielleicht, gab

es in der Normandie auch ein Schulkind mit blonden langen Zöpfen welches meinen Vater gerufen hatte.

Wir hatten, bevor mein Vater in Kriegsgefangenschaft geriet, ziemlich regelmäßig Briefe von ihm von der Front erhalten. Eines Tages blieben sie aus. Er ist tot, gefallen im Krieg: wir sprachen es nicht aus, aber damit musste man rechnen. Dann kam nach langen Wochen doch wieder ein Brief, von einer anderen Farbe und von einer fremden Stadt: Le Havre. Ein Stempel stand auf dem Umschlag: *Prisoner of War*. Es war meine Großmutter, die den Brief öffnete. „Er ist vermisst“, sagte sie in unserem Platt und „Guck mal, Wind schreibt er mit t.“ Er war nie gut im Rechtschreiben gewesen. Etwas später las dann auch meine Mutter den Brief. Sie ging dazu ans Fenster; ich dachte, es ist, um besser sehen zu können, aber dann sah ich, dass sie sich mit dem Taschentuch über die Augen wischte.

Als mein Vater aus der Kriegsgefangenschaft zurückkam, war meine Großmutter ein paar Monaten zuvor gestorben. Es war kurz vor Ostern an einem Sonntagnachmittag, und wir spielten im Garten. Da kam vom Nachbarhaus den Weg entlang, ein Mann auf unser Haus zu. Er hatte einen Rucksack auf dem Rücken, daran war nichts ungewöhnliches; um diese Zeit kamen jeden Tag „Hamster“, die auf den Bauernhöfen um Nahrungsmittel baten. Als er auf der Höhe unserer Hecke war, erkannte ich ihn: es war mein Vater. Wir rannten ins Haus: Mama, Mama, Papa ist wieder da! Wir liefen los, bis zum Kanneneck. Da stand mein Vater. Er war ein fremder Mann; und wir Kinder gaben ihm vorsichtig die Hand. Dann war auch meine Mutter da. Sie standen einander gegenüber, und meine Mutter gab meinem Vater auch die Hand, und sagte: „Da bist du wieder da.“ Und auch mein Vater sagte: „Ja, ich bin wieder da.“

Wir gingen dann alle zusammen ins Haus; mein Vater setzte sich in die Stube an den Wohnzimmertisch; meine Mutter machte in der Küche das Essen vom Mittag warm. Es gab Grünkohl und Mettwurst. Man erinnert sich manchmal an solche Einzelheiten. Als

mein Vater gegessen hatte, gingen meine Eltern ins Schlafzimmer und blieben eine Weile dort. Als sie wiederkamen, hatte mein Vater sich umgezogen, den Arbeitskittel, den ich noch kannte und der so lange im Schrank gehangen hatte, und auch meine Mutter hatte ihre Vorbindeschürze umgebunden. Es war Zeit zum Melken.

Einmal hat mein Vater meiner Mutter rote Rosen geschenkt. Warum ist es mir so wichtig, wo ich doch weiß, dass es nicht wahr ist, nicht wahr sein kann, höchstens in der Erinnerung meiner Mutter. Zu viele Fakten und meine eigenen Erinnerungen sprechen dagegen. Warum beharre ich darauf, dass dieses Bild von meinen Eltern einmal Realität gewesen ist?

Es gibt ein Foto von meiner Mutter, da war sie vielleicht zweiundzwanzig Jahre alt; sie steht da zwischen Gartensträuchern, wo der Fotograf sie hingestellt hat und lächelt schüchtern. Das Bild ist braun, eine Daguerreotypie, es ist mir immer als das Mädchenbild meiner Mutter erschienen.

Wenn meine Eltern sonntags zur Frühmesse führen, wir Kinder aber erst um neun Uhr zur Kindermesse gingen, schlüpfte ich in das von meinen Eltern verlassene Bett und sah zu, wie meine Mutter sich für die Messe schön machte. Für die Kirche trug sie ein dunkelblaues Kleid mit einem flachen weißen Kragen, mit einem Ausschnitt, so dass eine Goldkette darauf liegen konnte. Meine Mutter hatte braune Augen und braunes Haar, das sie im Nacken zu einem lockeren Knoten schlang, und das sonntags mit einem Welleisen seitlich in zwei oder drei Wellen legte.

Meine Mutter war eine hübsche Frau, das hat nur niemand bemerkt, weil sie doch aus einfachen Verhältnissen kam; ich glaube, dass auch mein Vater es nicht bemerkt hat. Sie hatten viel zu viel Arbeit. Und später, als sie Zeit hatten, da hat er es auch nicht bemerkt, glaube ich. Auf so etwas achtete man zu der Zeit auf dem Lande nicht.

Es gibt ein Soldatenbild meines Vaters. Es hing lange in der Stube hinter dem Tisch, und es hängt dort, glaube ich, jetzt, wo seit langem meine Schwester dort wohnt, noch immer. Er hat ein graues Käppi auf und trägt eine Soldatenuniform. Er habe sich immer gehütet, einen höheren Rang zu bekommen, sagte er; zum Obergefreiten war er nur nach der Regel der Dienstjahre befördert worden. Da er schlecht zu Fuß war, durfte er meist auf dem Proviantwagen mitfahren und wurde dann zum Holzsammeln und Kartoffelschälen eingeteilt.

Auf dem Bild in der Stube lächelt er. Ich kenne dieses junge, lächelnde Gesicht meines Vaters in der Wirklichkeit gar nicht. Warum nicht, frage ich mich. Hat er sonst nicht gelächelt? Ich versuche, mich zu erinnern, aber spätere Erinnerungen schieben sich vor das junge Gesicht meines Vaters. Ich denke mir, dass mein Vater ungefähr so ausgesehen hat, als meine Mutter ihn kennen lernte und auch später noch vor dem Krieg.

Einmal hat mein Vater meiner Mutter rote Rosen geschenkt. Vielleicht, dass meine Mutter es mir erzählt hat, um sich zu vergewissern, dass es so gewesen war: erlebte oder doch erinnerte Wirklichkeit meiner Mutter. Nun bin ich auch darüber nicht mehr so sicher. Was soll ich tun, um wenigstens die Erinnerung von dem, was meine Mutter mir erzählt, von dem, was sie sich so lange vorgestellt hat, bis es Erinnerung wurde, in die erinnerte Wirklichkeit zu retten? Wenn meine Mutter es erfinden und sich vorstellen konnte, vielleicht kann ich es auch.

Ich nehme also das lächelnde Soldatenbild meines Vaters und das braune Mädchenbild meiner Mutter. So habe ich sie beide in Erinnerung. Aber ich weiß nicht, wohin ich die Bilder tragen soll. Es gibt keinen Ort, an dem der junge Mann, der mein Vater war, und die junge Frau, die meine Mutter war, sich hätten treffen können, so dass mein Vater ihr rote Rosen hätte schenken können, ich weiß keinen in meiner Erinnerung.

Vielleicht müssen es ja keine roten Rosen sein, denke ich, das ist zu anspruchsvoll und passt nicht zu den Menschen, die meine Eltern damals waren. Vielleicht gelingt es ja mit ein paar Feldblumen. Ich versuche es noch einmal: Das große altmodische Bett meines Großvaters. Meine Mutter ist noch erschöpft von meiner Geburt oder der meines Bruders. Ihre Hände liegen auf der Bettdecke. Mein Vater kommt herein... Er hat Blumen in der Hand, solche, wie wir sie manchmal aus dem Garten und von der Wiese pflückten und vor den Bildstock in ein Einweckglas stellten. Er muss nun durch das Schlafzimmer bis zum Bett meiner Mutter gehen. Es sind nur ein paar Schritte... Da ist der Bettvorleger... Da steht er vor dem Bett meiner Mutter... Sie hat ihn kommen hören, aber sie hat ihre Hände unter die Bettdecke gesteckt. Was soll er tun? Was soll sie tun? Es ist doch so einfach, denke ich. Er braucht ihr doch nur die Blumen in die Hand zu geben. Aber sie hat ihre Hände unter die Bettdecke gesteckt und nimmt sie nicht hervor. Sie kann sie nicht hervorheben. Da legt mein Vater die Blumen auf die Bettdecke und geht fort.

Einmal habe ich meiner Mutter rote Rosen geschenkt. In der wirklichen Wirklichkeit. Ich konnte den Satz meiner Mutter nicht vergessen, und umso weniger, je deutlicher mir bewusst wurde, dass das Ereignis der roten Rosen, die mein Vater meiner Mutter geschenkt hatte, nicht Wirklichkeit war, nicht Wirklichkeit hatte sein können, nicht einmal Erinnerung, nur Wunsch, Sehnsucht, meiner Mutter oder wahrscheinlich nicht einmal das. Nur dass ich mit meiner Mutter am Küchentisch gesessen hatte und sie mir aus ihrem Leben erzählte, das war Wirklichkeit, und es konnte auch wieder Wirklichkeit werden, dachte ich.

Ich hatte zu der Zeit mit nicht ganz fünfzig Jahren meinen Schuldienst beendet; in der letzten Zeit war mir alles zu viel geworden. Es hatte auch noch andere Gründe gegeben, die ich nicht sagen konnte, die ich aber meiner Mutter gerne erklärt hätte, zumal ich ihr auch lange Zeit fremd geworden war.

Also machte ich mich auf den Weg zu dem Haus, das meine Eltern erbaut haben. Mein Elternhaus, das Haus, in dem ich geboren und aufgewachsen bin, steht ein paar Meter weiter, und fremde Leute wohnen darin. Nachdem mein Vater gestorben war, lebte meine Mutter zusammen mit meiner Schwester in dem neuen Haus. Meine Schwester war aber an Werktagen nicht zu Hause, so dass meine Mutter viel allein war.

Unterwegs hielt ich bei einem Blumengeschäft und kaufte einen Strauß dunkelroter langstieliger Rosen. Ich mag sie nicht besonders; sie sind zu offiziell und unlebendig und duften nicht. Ich weiß nicht, was ich mir dabei dachte. Doch, es war der Satz von den dunkelroten Rosen, die mein Vater meiner Mutter - ich war nun sicher - nicht geschenkt hatte. Wollte ich sie nun an seiner Stelle meiner Mutter schenken? Ich weiß es nicht mehr.

Meine Mutter war zu Hause. Sie wunderte sich, dass ich zu dieser Tageszeit an einem Werktag zu Besuch kam. Wir setzten uns diesmal nicht in die Küche, sondern in die Stube, da, wo auch das Soldatenbild meines Vaters hing. Sie wusste nicht, was sie mit den Rosen anfangen sollte; sie hatte doch nicht Geburtstag. Aber sie stellte sie in eine Vase auf den Stubentisch.

Da standen sie nun, und ich erzählte meiner Mutter, dass ich soeben aus dem Schuldienst ausgeschieden sei. „Aber du bist doch nicht krank“, sie war fast entsetzt. „Dann hast du aber doch kein Geld, wovon willst du leben, und was willst du dann mit all der Zeit machen?“ Und dann sagte sie: „Nach Hause kannst du aber auch nicht kommen.“ Ich hatte sie nicht gefragt, und ich hätte auch gewiss nicht dort wohnen wollen, obwohl das neue Haus groß genug gewesen wäre. Nein, ich hätte auf keinen Fall dort wohnen wollen. Aber dass sie es so sagte...

Ich konnte das, was ich meiner Mutter hatte sagen wollen, nicht sagen. Habe ich es versucht? Ich weiß es nicht mehr. Einerlei, sie hätte es nicht verstanden: sie hätte es nicht verstehen können, darum sagte ich es wohl schließlich nicht.

Als ich mich verabschiedete, winkte mir meine Mutter an der Tür nach: das war ein Brauch, den ich von meiner Kindheit kenne.

Unterwegs hörte ich immer den Satz, den meine Mutter gesagt hatte. Nach Hause kannst du auch nicht kommen. Es war derselbe Satz, den ihre Mutter damals zu ihr gesagt hatte, als sie mit dreizehn Jahren von Zuhause fortgegangen war, zu fremden Leuten.

Teil II

Auch das ist Wirklichkeit, erlebte Wirklichkeit:

Durch das viele Alleinsein verlor meine Mutter nach und nach ihren Verstand, und ihre Erinnerungen verwirrten sich. Sie blieb aber noch eine Weile in dem Haus, das sie mit meinem Vater erbaut hatte und auf das sie stolz war, weil es doch ein Eigentum war. Meine Schwester kam abends nach Hause, und meine Mutter hätte wohl gern ein wenig mit ihr geplaudert, wie ihr Tag verlaufen war, und was die Kinder gemacht hatten. Aber meine Schwester war müde, und sie wollte auch wohl nicht gefragt werden. Außerdem musste sie noch Vorbereitungen für den nächsten Tag treffen.

Von Zeit zu Zeit besuchte ich meine Mutter, und manchmal rief sie auch an. Meist war dann etwas vorgefallen, bei dem sie sich nicht mehr zu helfen gewusst hatte: Der Topf, den sie für das Mittagessen aufgesetzt hatte, war angebrannt, als sie sich nur ein paar Minuten hatte ausruhen wollen und eingeschlafen war. Dann waren alle Birnen bei dem alten Haus auf einmal reif geworden. Sie hatte sie mit dem Korb geholt, und nun standen sie hinter dem Haus und mussten geschält und eingekocht und in Weckgläser eingefüllt werden. Alle Termine, die meine Schwester für sie gemacht hatte und zu denen sie sie abholte, fielen auf einen Tag – in Wirklichkeit natürlich nicht, aber sie musste an alle zugleich denken und wusste nicht, wie sie das alles erledigen sollte. Dass meine Schwester sie ja abholen würde, hatte sie vergessen.